

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresialam.

1914. * Nr. 16

Unter fremden Leuten.

Erzählung von Heinrich Köhler. (Fortsetzung.)

Im Bett liegend grübelte Gertrud noch lange über ihre Lage nach. Morgen in zuverlässigerer Stimmung. Aber die last schlaflose Nacht übte doch ihre Nachwirkung, denn nachdem Gertrud am andern Tag ihre Stunde bei der kleinen Heder gegeben hatte, kehrte sie gegen Abend mit heftigen Kopfschmerzen in ihre Wohnung zurück. — Ohne die Lampe anzuzünden, legte sie sich zur Ruhe und war kaum eingeschlafen, als laute Stimmen und schallendes Gelächter aus dem Nebenzimmer sie daran erinnerten, daß es heute Sonntagabend war. Nach einiger Zeit hörte sie Herrn Weiskopf mit mehr Dingenkraft als Stimmbegabung singen:

„Von allen Mädchen so blüht und so blüht, schallt mir am besten die Lore.“

„Worauf der Refrain: Sie ist mein Gewandte bei Tag und bei Nacht, wo wohnt im Winkel am Tore.“

Jedesmal von allen Anwesenden wiederholt wurde. Unter den tiefen Männerstimmen glaubte Gertrud deutlich den schwachen Diskant der Fugmachersin zu unterscheiden, und sie hob den Kopf von ihrem Kissen, um zu lauschen, ob sie sich nicht getäuscht habe. Aber das war nicht der Fall. Zwischen den schreienden Stim-

men nebenan hörte sie deutlich die Augustens heraus, die dann von den jungen Männern lebhaft aufgefordert wurde, ein Solo zu singen. — Sie weigerte sich zuerst, dann trug sie in langgezogenen Tönen die Lorelei vor.

Lautes Beifallklatschen belohnte sie, nachdem sie gewissenhaft die vier Strophen abgesungen hatte.

„Noch weiter, aber diesmal etwas Lustiges!“ riefen darauf die Männerstimmen durcheinander.

Da Auguste aber offenbar keine Lust dazu hatte, stimmte der ganze Chorus bald darauf an:

„Warum sollt ihr Leben, ich nach Bier nicht streben, warum sollt ich denn mich manchmal lustig sein.“

Gertrud verbarg ihren schmerzenden Kopf unter der Bettdecke, um von dem, was bei ihren Nachbarn passierte, nichts mehr zu hören. Aber ihre Gedanken wollten nicht zur Ruhe kommen, sie fand das Benehmen Augustes höchst unpassend und dachte mit einer gewissen Verstärkung daran, daß sie dies Mädchen fast wie eine Freundin betrachtet hatte. Zuletzt faßte sie den Entschluß, alle Beziehungen zu ihr abzubrechen.

5.

Frau Heder war, obwohl sie etwas eingebildet auf ihr Geld war und gelegentlich gern damit prahlte, im Grunde ihres Herzens eine gutmütige Person. Sie interessierte sich für Gertrud, ihre Lage tat ihr leid, und sie hatte sich schon viel Mühe gegeben, dem jungen Mädchen in ihrem Bekanntenkreise Schülerinnen zu verschaffen.



Nun klinge, mein Lied!

Nun klinge, mein Lied, durch den knospenden Wald, Und verhall in den rieselnden Gründen! Der Winter ist aus, und Frühling M's bald, Und du sollst es der Erde verkünden!

Drum behle nun Wiesen und Auen schnell In schwelendes Grün sich hielden, Und sende durch tauende Täler den Quell, Damit sie sich festlich bereiten!

Und wech aus dem Traume mit lelem Ton Die Blumen im Feld und im Garten: Sie sollen mit blühenden Häuptern schon Den blühenden Freier erwarten.

Dann lock aus dem sonnigen Süden mir all Die kummigen Säger, die süßen, Suf daß sie mit lustigem Clederichall Den lächelnden Lenz befrühen!

Und die Menschenherzen vergiß mir nicht, Verlunken in Sorgen und Qualen: Laß ihnen des Frühling's Freudenlicht, Die Sonne der Hoffnung, strahlen!

Georg Scherer.



„Es tut mir schrecklich leid, liebes Fräulein,“ sagte sie eines Tages zu Gertrud, „daß es mir vielleicht nicht gelungen ist, Ihnen behilflich zu sein. Die Leute haben ein Vorurteil gegen Sie, weil Sie nicht das Konservatorium besucht und die Musiklehrerin-Prüfung abgelegt haben. Aber mir ist eine Idee gekommen, wie ich Ihnen vielleicht nutzen könnte. Wir geben am Fastnachtdienstag eine kleine Gesellschaft, es soll ein bißchen getanzt und gesungen werden, und Ella soll uns die Variationen über den „Marsch in Venedig“, die Sie ihr so prächtig eingeübt haben, vorspielen. Ich lade Sie dazu ein, und vielleicht lassen auch Sie dann etwas hören. Frau Volkmann sagte mir, daß Sie eine gute Stimme haben. Sie werden dadurch den Leuten bekannt, man gewinnt ein Urteil über Ihre Leistungen und vertraut Ihnen Schüler an.“

Gertrud dankte der wohlwollenden Dame herzlich für ihre guten Absichten, obgleich sie sich selbst wenig Hoffnung auf Erfolg mochte, da sie seit zwei Monaten weder Klavierpiel noch Gesang geübt hatte. Aber sie wandte die vier Tage, die noch bis Fastnacht waren, dazu an, auf dem Piano der Frau Hedder tüchtig zu üben und ihre Schülerin gehörig vorzubereiten.

Nachdem sie am Dienstag ihre Stunden gegeben hatte, machte sie gegen Abend in ihrer bescheidenen Wohnung Toilette. In dem gut sitzenden grauen Seidenkleid, welches ihr der Onkel zum Geburtstage geschenkt hatte, sah sie einfach und doch vornehm aus, viel vornehmer als die jungen Damen aus dem Bekanntenkreise Frau Hedders.

Mit einigen Herzklopfen trat Gertrud in den Salon, in welchem die Gesellschaft bereits versammelt war. Sie fühlte es deutlich, wie sich bei ihrem Eintritt aller Blicke teils neugierig, teils fragend auf sie richteten. Nach einer allgemeinen Vorstellung nötigte die Hausfrau das junge Mädchen an das Instrument, an dem Gertrud etwas besangenen Platz nahm. Aber beim Spielen wurde sie ruhig, und als sie einige Stücke vortragen hatte und mit einer Sonate von Beethoven schloß, wurde ihr lebhafter Beifall spendet.

Nach dem Tee bat man sie, etwas zu singen.

Gertrud hatte ihre Schüchternheit jetzt vollständig abgelegt, und einige Schuberfsche Lieder wurden mit noch größerem Beifall aufgenommen.

Darauf führte Frau Hedder das junge Mädchen einigen Damen zu, die sie mit Komplimenten überhäufte.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß Fräulein Wagnis ein vorzügliches Talent besitzt,“ bemerkte Frau Hedder; „sie ist nur zu bescheiden. Wie wundervoll verschmilzt ihre Stimme mit der Begleitung auf dem Piano, und mit welchem Gefühl versteht sie die Lieder zu singen!“

Die gute Frau fuhr noch eine Weile mit ihren Lobeserhebungen fort, bis sie gewahr wurde, daß sich Gertrud dadurch peinlich berührt fühlte. Aber sie kehrte in gehobener Stimmung in ihre einfache Behausung zurück. Die Anerkennung, die sie für ihre Leistungen gefunden hatte, belebte die schon stark im Sinken begriffene gewisse Hoffnung in ihr. Vielleicht gelang es ihr doch noch, vorwärts zu kommen, aller Anfang ist ja schwer.

Am nächsten Tage gegen Mittag wurde an ihre Tür geklopft. Als Gertrud öffnete, sah sie sich einem Herrn von ungefähr fünfzig Jahren gegenüber, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam. Sie erinnerte sich denn auch, daß es ein Herr Steiner war, den sie gestern bei Frau Hedder gesehen hatte.

Nachdem er auf ihre Aufforderung näher getreten war und auf einem Stuhl Platz genommen hatte, sah er sich in dem bescheidenen Stübchen um und stieß dann einen leichten Seufzer aus.

„Ja, mein liebes Fräulein,“ sagte er dann, „so ist es leider in der Welt. Das Talent hat in der Regel einen harten Kampf zu bestehen, und nicht selten verkrümmt es dabei. Ich hoffe, daß Ihnen ein glücklicheres Los beschieden ist, daß Sie Freunde und Gönner finden, die Sie dieser Mißere entreißen.“

„Ich habe deraartige Freunde nicht, mein Herr,“ antwortete Gertrud. „Doch sollten Sie im Namen solcher zu mir gekommen sein?“

„Ich hatte das Vergnügen, Sie gestern bei Frau Hedder zu hören, und Sie haben mir durch Ihre Leistungen große Bewunderung und Sympathie eingestößt. Ich liebe die Musik über alles und habe selbst einige kleine Sachen komponiert. Andererseits lebe ich lange genug in Berlin, um nicht zu wissen, daß ohne Hilfe die größten Talente unbekannt bleiben. Wenn Sie mir also gestatten wollten, Sie auf dem Dornenpfade der Kunst unter meinem Schutz zu nehmen, so würde mir das eine große Freude bereiten.“

Gertrud war so verwirrt von dieser Güte eines ihr gänzlich fremden Mannes, daß sie erst nach einer Weile ein Wort des Dankes fand.

„Gätten Sie Lust, zum Theater zu gehen?“ sagte Herr Steiner.

„O nein — um keinen Preis! Ubrigens würde ich, auch wenn ich es wollte, wohl kaum das nötige Talent haben, um auf Erfolg rechnen zu können.“

„Dann würden Sie vielleicht bereit sein, in Konzerten zu singen?“

„Da Sie die Güte haben, sich für mich zu interessieren, Herr Steiner, so will ich Ihnen gefallen, daß ich nicht zu dem Zived nach Berlin gekommen bin, um mich als Künstlerin zu betätigen. Ich halte mein geringes Können dazu nicht für ausreichend. Mein Wunsch ist, als Erzieherin in eine Familie zu gehen, und ich habe vorläufig nur einige Musikstunden angenommen, bis sich eine passende Stellung für mich gefunden hat.“

„Sie täuschen sich entschieden über Ihren eigentlichen Beruf, mein Fräulein. Man darf eine kostbare Gabe nicht gering achten. Ich bin ein leidenschaftlicher Musikfreund und würde mit großem Bedauern das schöne Talent, das Sie besitzen, der Welt verloren gehen sehen. Wenn Sie sich mir anvertrauen wollten, so würde ich Sie zu einem hervorragenden Professor bringen, der Sie in kurzer Zeit soweit fördert, daß Sie in Konzerten singen können. Wenn Sie das Auftreten scheuen, könnten es zunächst ja Kirchenkonzerte sein. Sie werden bei Ihrer Stimme dann genug Schülerinnen zur Ausbildung erhalten, und in zwei Jahren ist Ihr Ruf begründet. Ich denke, selbst Ihre Frau Mutter wird gegen diesen Plan nichts einzuwenden haben.“

„So schnell wird es mit dem Erfolg kaum gehen“, sagte Gertrud lächelnd.

„Doch, doch — ich versichere Sie, es steckt ein Vermögen in Ihrer Kehle. Ich habe selten eine so gute Stimme gehört, so rein im Ton und ohne Anstrengung. Überlegen Sie es sich reiflich, mein Fräulein, ob es nicht klüger ist, meinen Vorschlag, der Ihnen eine glänzende Laufbahn verspricht, anzunehmen, anstatt hier in der Manufaktur zu verkrümmern und auf eine untergeordnete Stellung in einer hochmütigen Familie zu warten.“

„Wenn Sie der Ansicht sind, Herr Steiner, daß ich es in kurzer Zeit dahin bringen könnte, Gesangunterricht zu erteilen und ein öffentliches Hervortreten dazu nötig ist, so würde ich mich vielleicht entschließen, meine Abneigung dagegen zu besiegen.“

„Gut — bravo! Das ist der rechte Entschluß. Die Sache ist also abgemacht. Morgen begleite ich Sie zu dem Gesangslehrer und wir beginnen mit dem Unterricht.“

„Morgen schon . . . das wäre doch sehr schnell!“

„Sie werden einsehen, daß einmal angefangen werden muß.“

„Das ist wahr. Aber ich möchte vorher erst an meine Mutter schreiben.“

„Nichts ist natürlicher. Indessen an der Zustimmung Ihrer Frau Mutter ist wohl keinen Augenblick zu zweifeln. Adieu, mein Fräulein, ich werde wiederkommen. Haben Sie nur guten Mut, es liegt eine brillante Zukunft vor Ihnen. Ich segne das Geschick, das mich Ihnen in den Weg geführt hat und mir erlaubt, einer jungen Dame nützlich sein zu können, die in jeder Beziehung meine Bewunderung erregt.“

Es lag etwas wie zärtliche Nührung in der Stimme Herrn Steiners, als er die letzten Worte sprach. Er hatte dabei Gertruds Hand genommen und drückte sie fast krampfhaft in der seinen. Es schien ihn einige Überwindung zu kosten, das junge Wesen nicht an sein väterlich klopfendes Herz zu ziehen. Aber er verneigte sich dann nur tief und verließ das Zimmer.

Gertrud war erstaunt, ihn bereits am nächsten Tage wieder bei sich erscheinen zu sehen. Er schien freudig bewegt zu sein.

„Wundern Sie sich nicht, der Gedanke an Sie hat mich nicht ruhen lassen“, sagte er eifrig. „Ich habe eine Schülerin für Sie. Es handelt sich um eine junge Dame meiner Bekanntschaft, die, wie ich von vornherein bemerken will, nur sehr geringe Anlagen hat, aber sehr gut honoriert. Sie hat mich beauftragt, Ihnen fünfzig Mark für drei Gesangsstunden wöchentlich zu bieten.“

„Das ist ja unmöglich! Die Dame weiß nicht, daß ich ein solches Honorar nicht beanspruchen laum.“

„Sprechen Sie selber mit ihr darüber. Sie erwartet Sie heute, und ich habe ihr versprochen, daß Sie kommen werden. Wenn Sie mir erlauben wollen, so werde ich Sie sofort zu ihr führen.“

„Ich weiß nicht . . .“

Gertrud überwand schnell die Neigung des Mißbehagens, die sie eben noch verspürt hatte. Dieser Mann, der ja in der Tat reichlich ihr Vater sein konnte und so würdevoll sich gab, hatte sicher nur die besten Absichten, und sie war ihm zu großem Dank verpflichtet. Sie nahm Hut und Paletot und sagte dann lächelnd:

„Sie sehen, ich bin bereit.“

Unterwegs erzählte ihr Herr Steiner von der jungen Dame, zu der sie gingen. Sie lebte in großem Luxus und hätte, wie die reichen Leute zumeist, ihre Eigenartigkeiten, insbesondere etwas ungenierete Manieren. Aber danach dürfe man nicht fragen.

Endlich waren sie an dem vornehm aussehenden Hause der Kantstraße angelangt, in welchem die Dame wohnte.

„Wir möchten zur Frau Baronin Brandenstein“, sagte Herr Steiner zu dem Portier unten im Hausflur.

„Die gnädige Frau sind amwesend, zweite Etage!“ antwortete dieser kurz. Oben angekommen, wurde ihnen von einer zierlichen Jose die Korridor tür geöffnet. Herr Steiner schien hier bekannt zu sein, denn gleich darauf schlug das Mädchen die Portiere zu einem ganz in rosa gehaltenen Damen salon zurück und ließ sie eintreten.

Im nächsten Augenblicke hörte man das Rauschen einer Seiden robe und die Baronin trat ein. Ihr schönes, blondes Haar war hochgesteckt und die blaßgrüne Robe klebete die kräftig gewachsene, aber tadellose Figur auszeichnet. Auch ihr Gesicht war hübsch, aber es sprach aus ihm eine eigentümliche Mischung von Hochmut, Dummheit und Selbstbewußtsein. Gertrud verstand sich darauf nicht, sie hatte nur das instinktive Gefühl, daß diese Dame nicht ganz so war, wie sie sich wirkliche Vornehmheit vorstellte.

Die Baronin kam lächelnd mit großer Liebenswürdigkeit auf Gertrud zu und hielt dieser ihre schmale, von Brillanten funkelnde Hand entgegen. „Guten Tag, mein Fräulein, ich freue mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen. Treten Sie doch einmal etwas näher ans Fenster. . . So ist's recht — jetzt kann ich Sie besser in Augenschein nehmen. Oh, was Sie für wundervolle Sammetaugen haben!“

Bei dieser Äußerung warf sie einen vielsagenden Blick zu Herrn Steiner hinüber, während Gertrud geradezu bestürzt über dies sonderbare Benehmen erst die Dame und dann Herrn Steiner anblickte.

Auch dieser väterliche Beschützer schien mit dem Verhalten der Baronin nicht ganz zufrieden zu sein. Er wurde verlegen und schüttelte leicht den Kopf.

„Es handelt sich ja nicht um die Schönheit des Fräulein Wagnis, Frau Baronin,“ sagte er, „sondern um ihr Talent.“

„Ach so!“ warf die Baronin lächelnd hin.

„Sie wollten das Fräulein gern einmal hören, ehe Sie mit den Stunden beginnen —“

„Darob! — bitte, liebes Fräulein,“ sagte die Baronin, „singen Sie uns irgendeine hübsche Arie aus der ‚Fledermaus‘, der ‚Schönen Galathea‘ oder dergleichen.“

„Ich muß bedauern, Frau Baronin. . .“

„Es ist ja ganz gleich; dann aus der ‚Dollarprinzessin‘, dem ‚Bettelstudent‘ oder was Sie sonst wollen.“

„Fräulein Wagnis hat mehr die ernste Musik studiert“, legte sich Herr Steiner ins Mittel.

„Ach, das ist schade! Ich schwärme für diese eigentlich gar nicht. Vor einiger Zeit habe ich einmal das Tabas mater von Rossini gehört und muß gestehen, daß ich dabei beinahe einschlafe.“

Gertrud begriff natürlich sofort, daß die Baronin das Stabat mater meinte und konnte einerseits nicht verstehen, wie diese ergreifende Musik ihre Wirkung auf ein Menschenherz verfehlen könnte, während sie andererseits sich über die Unwissenheit der Dame nicht wenig wunderte.

Während die Baronin ins Nebenzimmer trat und das in einer Ecke des kleinen Salons befindliche kostbare Instrument hinstellte, flüsterte Herr Steiner dem jungen Mädchen leise zu:

„Wundern Sie sich über nichts. Das sind so ihre Sonderbarkeiten. Sie ist in Amerika erzogen worden und etwas phantastisch veranlagt, im übrigen aber eine gutmütige Person. Die Hauptsache ist, daß wir Sie vorwärts bringen.“

„Ich weiß nicht. . .“ flüsterte Gertrud, „Sie hatten zu mir von einer jungen Dame gesprochen und ich stellte mir darunter ein junges Mädchen vor. Ein solches wäre mir als Schülerin lieber gewesen. Diese Dame flößt mir beinahe Furcht ein,“ sagte sie noch leiser hinzu, „sie mißfällt mir geradezu.“

„Das beweist nur Ihre Unkenntnis von der Welt,“ entgegnete Herr Steiner, etwas gezwungen lächelnd, „die Baronin ist eine der. . .“ — er schien nach einem Wort zu suchen — „der pikant. . . na, sagen wir modernsten Frauen von Berlin. Und vergessen Sie nicht das eine: Sie werden durch sie gefördert.“

„Sagen Sie mir zunächst, Steiner,“ rief die Baronin aus dem Nebenzimmer, indem sie mit den brillantengeschmückten Fingern ein Motiv aus der ‚Lustigen Witwe‘ anschlug, „werden Sie zu Floras Debut gehen?“

„Ich weiß noch nicht —“

„Aber ich bitte Sie, Sie sind ihr doch schuldig, denn Sie haben sie in die Welt eingeführt.“

Herr Steiner führte Gertrud an das Instrument, man merkte ihm das Bestreben an, dieser Unterhaltung ein Ende zu machen. Das junge Mädchen setzte sich mechanisch ans Klavier und schlug einige Akkorde an. Sie fühlte sich wie unter einem unheilvollen Einfluß stehend, der sich lähmend auf ihren Willen legte.

„Singen Sie uns doch etwas von Schubert, wenn Ihnen nichts anderes einfällt“, sagte Herr Steiner ermunternd. „Vielleicht, was Sie neulich bei Frau Heder sangen, ‚Des Mädchens Klage‘ oder den ‚Erlkönig‘.“

„Der Eichwald bräunet, die Wolken zieh'n,
Das Mägdlein übet an Ufers Grün,“

begann Gertrud. „Bravo — sehr gut!“ rief plötzlich, als sie die erste Strophe beendet hatte, ein junger Mann, der während des Gesanges eingetreten war. „Schubert! Ich wundere mich, Steiner, das ist doch sonst nicht Ihr Geschmack.“

„Da ist ja Felix,“ sagte die Baronin, dem Neuhinzugekommenen die Hand hinstreckend, „wo kommen Sie her?“

„Direkt von Hoppegarten. Die Stute ‚Mamiela‘ hat um Kopflänge über ‚Faus‘ den Sieg davongetragen. Beinahe hätte ich meine fünfhundert Mark verloren.“

„Warum jagten Sie mir nicht gestern, daß Sie hingehen wollten,“ bemerkte die Baronin, „ich wäre gern dabei gewesen.“

„Das war unmöglich,“ entgegnete der junge Mann lebhaft, „denn ich befand mich in Begleitung meiner Schwägerin dort.“

Ein Ausdruck deutlichen Schmollens zeigte sich in dem Gesicht der Baronin. Die Jose meldete in diesem Augenblick den Besuch zweier Herren an. — Gertrud sah gleich darauf zwei sehr elegant gekleidete Herren eintreten, die der Baronin sowie Herrn Felix familiär die Hand drückten.

Herr Steiner schien über diese Besucher nicht gerade erfreut zu sein und hatte seinen Schüßling etwas beiseite gezogen.

„Ist dies Fräulein die Debütantin, von der Sie gesprochen haben, Frau Baronin?“ fragte Felix jetzt, indem er Gertrud in einer Weise musterte, daß das junge Mädchen erröte.

„Das kann doch nicht Flora, die Tänzerin sein,“ flüsterte ihm ein Herr zu, den man Artur nannte, „diese junge Dame hier ist viel größer und“, setzte er mit einer Verbeugung vor Gertrud lauter hinzu, „auch viel hübscher.“

Gertrud erröte abermals und wandte sich zur Seite.

„Keine überflüssigen Redensarten!“ sagte die Baronin, sich einen Anschein von Würde gebend, „die junge Dame ist mir von Herrn Steiner empfohlen worden. Sie wird mir von morgen ab Gesangsstunden geben und heute mit uns dinieren.“

Die letzten Worte verfehlten Gertrud geradezu in Verwirrung.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ stammelte sie verlegen, „es ist mir unmöglich, Ihre liebenswürdige Einladung anzunehmen.“

„Machen Sie keine Umstände, mein liebes Fräulein, so etwas ist unter Künstlern nicht Sitte. Ich empfinde Sympathie für Sie und will mein möglichstes tun, Sie zu fördern.“

„Da hören Sie es, verehrtes Fräulein, das ist ja der Zweck, zu welchem ich Sie hierher führte“, sagte Herr Steiner händeringend.

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Graf um Entschuldigung bat.

Humoristische Erzählung von Robert Barr.

(Nachdruck verboten.)

Die fünfzehn Edlen, die den Landtag für das Moseltal bildeten, standen in kleinen Gruppen im Ritteraal der Winneburg, die sich, etwa eine Meile von der Mosel entfernt, auf einem Berge im Endertale erhob. Nur leise unterhielten sich die Herren, denn ein mächtigerer als sie war zugegen, ihr Landesherr, der Erzbischof von Trier, der in seinem prächtigen Staatsgewande im großen Saale auf und ab schritt und gelegentlich einen Blick nach dem Fenster warf, durch das man das Endertal übersehen konnte.

Seine erzbischöfliche Gnaden schienen etwas ungeduldig zu sein und sie hatten auch Grund dazu, denn hier waren die Mitglieder des Landtages versammelt, aber ihr Präsident fehlte. Hilflos wie eine Herde Schafe, die keinen Hirten hat, standen die Edlen da. Ihr Präsident war kein anderer als der Graf von Winneburg, in dessen Schloß sie sich zusammengefunden hatten, und die Unpünktlichkeit des Grafen war ein doppelter Verstoß, nicht nur eine Verletzung seiner Pflichten als Vorsitzender des Landtages, sondern auch, was vielleicht noch schlimmer war, eine Verletzung seiner Pflichten als Wit.

Jeder der Herren hatte bereits versucht, den Jörn des Erzbischofs zu beschwichtigen, denn sie alle liebten den Grafen von Winneburg, einen Mann von riesenhafter Gestalt, grob und ungelent in seinem Wesen, aber von biederer, eckig vorkommender Gesinnung, auf den seine Freunde in Not und Gefahr zählen konnten. Ein sehndelustiger Herr war der Graf Winneburg und ihn war es fast gleich, weissen Saage er führte, wenn es überhaupt was zum Kämpfen gab. Das Eintreten für den Abwesenden hatte der Erzbischof von Trier nicht sehr gnädig aufgenommen und voller Stolz hielt er sich abseits von den anderen Herren. Er murmelte etwas vor sich hin, vielleicht waren es Gebete, vielleicht aber auch etwas anderes.

Als die Edlen heute auf der Winneburg eingetroffen waren, hatte man ihnen gesagt, daß der Schloßherr früh morgens auf die

Jagd geritten sei und hinterlassen habe, er würde zum Mittagsmahl wieder zurück sein; seitdem aber hatte man nichts von ihm gehört, obwohl berittene Boten nach ihm ausgesandt worden waren und man die große Glocke auf dem Südturme bei der Ankunft des Erzbischofs geläutet hatte. Allgemein glaubte man, daß der Graf, vom Jagdeifer gepackt, ganz und gar die Versammlung vergessen hatte, denn man wußte recht gut, daß sein Körper sportliche Übungen und die Aufregung ritterlicher Fehde besser ertrug, als sein Geist die Beratung von wichtigen Staatsfragen, und die Edlen, die ebenso geartet waren, hatten ihn wahrscheinlich deswegen nicht weniger gern.

Endlich blieb der Erzbischof stehen und wandte sich an die Versammelten. „Meine Herren,“ begann er, „wir haben schon länger gewartet, als eine zu weitgehende Höflichkeit es verlangt. Wie sehr Graf Winneburg unsere Beratungen achtet und schätzt, zeigt ja seine unentschuldbare Vernachlässigung des Amtes, das Ihr ihm übertragen habt und das er mit Freuden angenommen hat. Ich werde jetzt daher seine Stelle vertreten und ich bitte euch, Ihr Herren, zur Beratung Platz zu nehmen.“



Eine afrikanische Maischemme. (Mit Text.)

all seinem großen Einflusse dieser Neuerung widersteht; als er aber erkannte, daß der Kaiser willens war, sich dem Wunsche der Ritter zu fügen, hatte der Kurfürst darauf bestanden, daß ihm das Recht zustehende, bei den Beratungen zugegen zu sein, und dieses Recht hatte der Kaiser ihm auch gewährt. Er hatte auch vorgeschlagen, daß die Versammlungen auf seinem Schlosse Cochem stattfinden sollten, da diese Burg, die in der Mitte zwischen Koblenz und Trier lag, von allen Mitgliedern der Versammlung leicht zu erreichen sei. Von diesem Vorschlage aber wollte keiner der Herren etwas wissen, man erinnerte sich nur zu gut, daß die Burg Cochem starke Mauern und dunkle Verließe besaß, und man wollte sich nicht in die Höhle des Löwen begeben, zumal man den guten Absichten des Kurfürsten nicht recht traute.

Die Wahl Cochems zum Versammlungsort schien auch die Billigung des Kaisers zu finden, und die Ritter waren in großer Verlegenheit, denn den wahren Grund, aus dem sie nicht nach Cochem kommen wollten, konnten sie nicht gut angeben, und andererseits wurde der Erzbischof nicht müde, die Vorzüge Cochems in den prächtigsten Farben zu schildern.

„Ich lade die Herren nicht ein, nach Trier zu kommen,“ jagte

der Erzbischof, „denn die Herren, die an Rheine wohnen, hätten bis dorthin eine lange Reise; nach Cochem aber habe ich selber ebensoweit wie die Herren, die in der Nähe von Koblenz ihre Burgen haben.“

Worauf der Kaiser erwiderte: „Die Wahl erscheint mir recht verständlich, und wenn nicht noch zwingende Gründe vorgebracht werden, bestätige ich Cochem als Versammlungsort.“

Bei diesen Worten kam über die Ritter Furcht und Zagen und sie wußten nicht, was sie erwidern sollten, als ganz unerwartet sich zu ihrer großen Freude der starke Graf Winneburg erhob.

„Majestät,“ begann er, „meine Burg liegt nur eine kleine Meile von Cochem entfernt und

ihre Ritteraal ist nicht kleiner als der in dem besetzten Schlosse, das dem Kurfürsten gehört. Für alle Mitglieder des Landtages ist meine Burg bequem zu erreichen, und sie sind in ihren Mauern als Gäste willkommen. Meine Keller sind voll mit edlem Weine und meine Vorratskammern gefüllt. Alles, was sich zugunsten von Cochem sagen läßt, gilt auch von der Winneburg. Wollen sich daher die Mitglieder des Landtages mit meinem bescheidenen Dache begnügen, so mögen sie es als das Ihrige betrachten.“

Begeistert brachen die Edlen dann in den Ruf aus:

„Ja, so sei es! Winneburg ist der richtige Platz.“



Erinnerungsmedaille an die österreichische Adria-Ausstellung. (Mit Text.)

Mit diesen Worten trat der Erzbischof an den leeren Präsidentensessel und nahm an der Spitze der Tafel seinen Sitz.

Bestürzt sahen die Edlen einander an, denn es lag durchaus nicht in ihrer Absicht, daß der Erzbischof in dieser Versammlung den Vorsitz führen sollte.

Zweck dieser Versammlung war es ja, eher den ehrgeizigen Bestrebungen dieses hohen Kirchenfürsten Einhalt zu tun, als noch die Macht, die er bereits über sie hatte, zu vergrößern.

Als vor einem Jahr diese Landtage eingeleitet worden waren, hatte der Erzbischof als Kurfürst von Trier sich mit



Centmal für die Flugkatastrophe in Argentinien. (Mit Text.)

Der Kaiser hatte hierzu gelächelt, denn es war ihm ja bekannt, daß der Kurfürst von Trier als Knauser galt. Dem war es lieber, wenn seine Gäste den Wein eines schlechten Jahrganges tranken.



Das Portal am Rathaus zu Schaffhausen. (Mit Text.)

wählt hatten, eingenommen hatte, bemächtigte sich der Anwesenden großes Zagen und Bangen, denn sie fürchteten, daß ihr Landesherr seine Rechte überschreiten würde.

Ärgerlich blickte der Erzbischof

um sich, aber niemand hatte sich von seinem Platze gerührt.

„Ich bitte Platz zu nehmen. Die Versammlung ist eröffnet.“

Da ergriff Baron Beilstein das Wort. Er sprach zwar etwas stockend, aber dennoch lag Entschlossenheit in seiner Stimme:

„Dürfen wir vielleicht bitten, noch kurze Zeit auf den Grafen Winneburg zu warten? Er ist vielleicht weiter gegangen, als er ursprünglich wollte. Ich selber kenne ja auch den Zauber der Jagd und ich kam es gut verstehen, daß man dabei minder wichtige Sachen vergißt.“

„Eine minder wichtige Sache nennt Ihr die Versammlung?“ fragte der Erzbischof. „Bereits eine Stunde haben wir gewartet und nicht eine Minute mehr warte ich auf den Säunigen.“

„Das zu hören tut mir leid, erzbischöfliche Durchlaucht. Ich möchte nicht der Mann sein, der in Winneburgs Stuhl sitzt, wenn er plötzlich unter uns erscheint.“



Neues Staatswappen Albaniens.

Phot. Freije-Bureau, Leipzig.
(Mit Text.)

„Soll das vielleicht eine Drohung sein?“ fragte der Erzbischof mit strengem Gesicht.

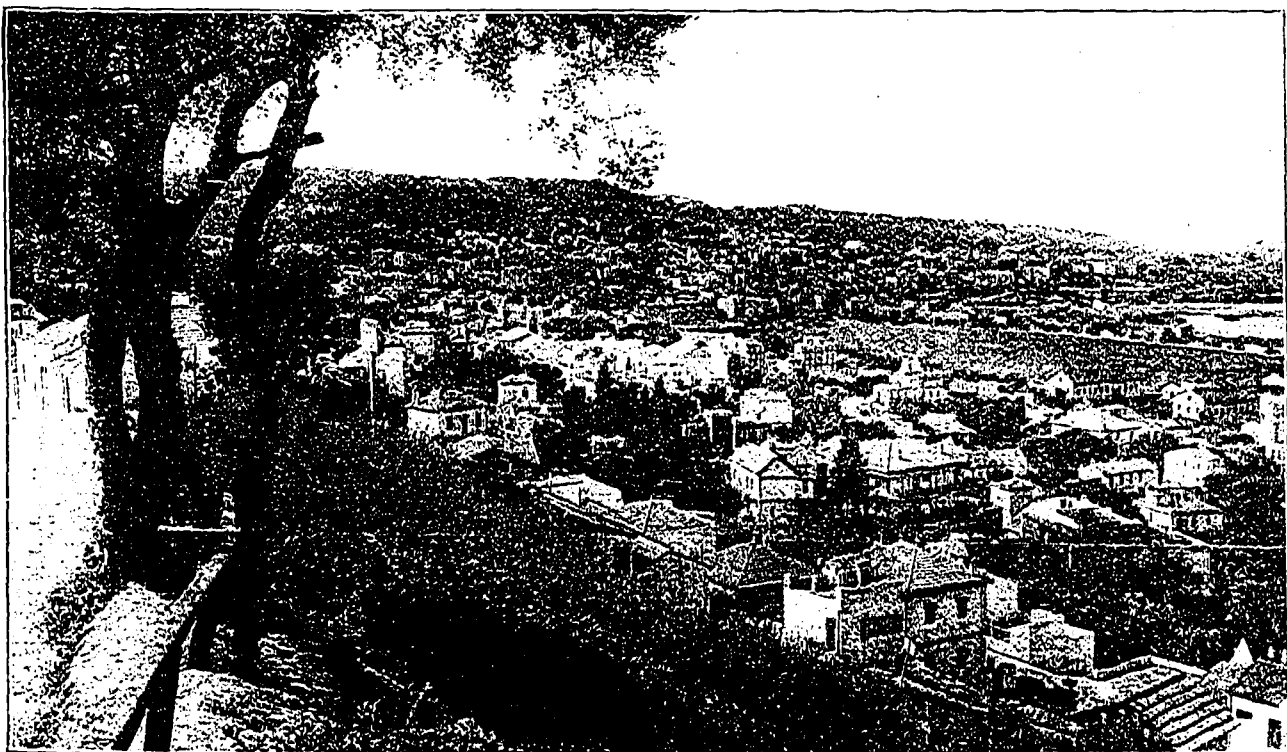


Manadische berittene Polizei. (Mit Text.)

Phot. Emil Landenberger, Camlalt.

als daß er ein Faß anstecken ließ, das die Dreizehn eines guten Jahres enthielt. Seine Majestät hatten gelacht, weil sie glaubten, die Ritter dächten an die Sorge um ihren Magen, während sie sich doch tatsächlich um Leib und Leben sorgten. Als der Kaiser aber sah, daß sie einstimmig in ihrer Wahl waren, gab er dieser seine Zustimmung, und so blieb es dabei.

Als jetzt der Erzbischof von Trier den Sessel des Präsidenten, zu dem alle Anwesenden einstimmig den Grafen Winneburg er-



Blick auf Algier. (Mit Text.)

„Meine Drohung, wohl aber eine Warnung. Ich bin ein Nachbar des Grafen und kenne ihn gut, aber so viele Tugenden er auch haben mag, Geduld und Sanftmut gehören nicht dazu. Wenn es hier langweilig wird, so möchte ich Euer Gnaden bitten, daß Sie gestatten, daß die Diener des Grafen uns den Wein bringen, den sie uns vorhin vorsehen wollten. Ich will gern den Wirt vertreten und für volle Gläser sorgen, und so weit ich Winneburg kenne, wird ihm das besser gefallen, als wenn er bei seinem Erscheinen jemand auf seinem Stuhle sitzen sieht.“

„Das ist kein Trinkgelage, sondern eine wichtige beratende Versammlung,“ erklärte der Kurfürst mit ernster Stimme, „ich trinke auch keinen Wein, wenn der Wirt nicht da ist, der ihn mir anbietet.“

Achselzuckend erwiderte Weistein: „Von uns aber, erzbischöfliche Gnaden, sind manche so durstig, daß wir nicht erst lange fragen, wer uns den Wein anbietet, wenn er nur gut ist.“

Welche Antwort der Erzbischof gegeben hätte, läßt sich nur vermuten, denn die Türen wurden jetzt weit aufgerissen und Graf Winneburg erschien, um Häupteslänge alle Anwesenden überragend.

„Meine Herren, meine Herren!“ rief er mit einer Stimme, die die Balken der Decke erdröhnen machte. „Wie soll ich euch wegen einer solchen schweren Verletzung des Gastrechts um Entschuldigung bitten? Was! keine einzige Flasche Wein im Saale? Das macht meinen Fehler unverzeihlich. Dafür aber hättet Ihr wohl sorgen können, Weistein, den Gefallen hättet Ihr einem alten, treuen Kameraden schon tun können. Ja, ihr Herren, erst als ich die Glocke vom Schloßthurm läuten hörte, fiel mir ein, daß heut unsere Versammlung stattfinden sollte. Da war ich aber schon tief im Walde und ich mußte scharf reiten, um zu euch zu kommen.“

Als er aus dem ungewohnten Schweigen, mit dem seine Worte aufgenommen wurden, erkannte, daß etwas nicht in Ordnung war, ließ er seine Blicke von dem einen zum andern schweifen und schließlich blieben sie auf dem Erzbischofe, der in seinem Sessel saß, haften. Graf Winneburg richtete sich zu seiner ganzen Größe auf und sein ohnedies rotes Gesicht brannte jetzt wie Feuer. Ohne daß ihn jemand hätte zurückschalten oder auch nur ein mahnendes Wort zurufen können, schritt der Graf dann mit einem fürchterlichen Fluche auf den Eindringling zu, packte ihn an seinen Schultern, hob ihn in die Höhe und warf ihn wie einen Sack voll Getreide auf den Boden nieder. Auf dessen polierter glatter Oberfläche kugelte der unglückliche Erzbischof bis ans Ende des Saales. Bei dieser unerwarteten Beleidigung, die ihrem Landesherrn widerfahren war, standen die fünfzehn Edlen wie vom Donner getroffen da. So heftig, daß der feste Eichenstuhl zitterte, setzte sich nun Winneburg auf seinen Sessel, und mit der Faust auf den Tisch aufschlagend, rief er:

„Niemand setze sich in meinen Stuhl, der nicht schwer genug ist, dort bleiben zu können.“

Baron Weistein und ein paar andere Herren eilten zu dem Erzbischof und halfen ihm auf die Beine.

„Herr Graf,“ rief Weistein, „für eine solche Gewalttat in Ihren eigenen Mauern könnt Ihr von uns keine Billigung erwarten.“

„Ich verzichte auf eure Billigung“, brüllte der zornige Graf. „Lasset sie dem Manne zuteil werden, den ihr in euren Händen habt, der braucht sie. Wollt ihr, daß der Erzbischof von Trier euer Präsident sein soll, so erwählt ihn dazu. Mir soll's recht sein, dann habe ich keinen Eindringling in meiner Burg. So lange aber ich Präsident bin, führe ich den Vorsitz und kein anderer.“

Ein Weisfallsgemurmel erhob sich bei diesen Worten, denn sämtliche Herren konnten sich des Verdachtes nicht erwehren, daß der Kurfürst Eingriffe in ihre Rechte beabsichtigt hatte.

Als der Erzbischof wieder auf festen Füßen stand, sah er mit leichenblauen Lippen und farblosem Gesicht, aber mit Augen, in denen der fürchterlichste Haß leuchtete, auf seinen Gegner. „Winneburg,“ redete er ihn mit gemessener Stimme an, „für diesen Schimpf werdet Ihr mir Abbitte leisten, und zwar vor allen Edlen des Reiches, oder ich schwöre Euch, daß kein Stein dieses Schlosses auf dem andern bleiben soll.“

Gleichgültig erwiderte der Graf: „Gewiß werde ich Euch Abbitte tun, Durchlaucht, zuvor aber müßt Ihr mich um Entschuldigung bitten, daß Ihr meinen Platz eingenommen hattet. Und was das Schloß anbetrifft, so geht ja die Sage, daß der Teufel bei seinem Bau geholfen hat, und es ist ganz wahrscheinlich, daß er auch an seiner Zerstörung helfen wird.“

Der Erzbischof erwiderte nichts und mit einem stolzen Grusse an die anderen Herren verließ er den Rittersaal. Die Edlen blickten ganz niedergeschlagen drein, denn sie gaben sich keinem Zweifel darüber hin, daß die kleine Episode, deren Zeuge sie eben gewesen waren, in den lachenden Fluren des Moseltales die Kriegswirre entzesseln würde.

Nachdem die Herren am Tische Platz genommen, begann Graf Winneburg: „Ich eröffne nunmehr die Sitzung und frage zunächst, welche Staatsangelegenheiten zur Verhandlung stehen?“

Es dauerte eine ganze Weile, ehe ihm eine Antwort auf seine Frage wurde, denn die Mitglieder des Rates sahen einander sprachlos an. Wieder war es Baron Weistein, der das Schweigen brach, indem er trocken erklärte:

„Herr Graf, ich sollte meinen, daß jetzt die Zeit zum Schwatzen vorbei ist, und ich möchte raten, daß wir alle nach der Stärke unserer Mauern sehen, die wohl binnen kurzem von dem Trierer Löwen auf ihre Festigkeit untersucht werden dürften. Es war vielleicht nicht klug von Euch, Winneburg, den Erzbischof so grob zu behandeln, denn der Wirt angepackt zu werden, ist er ja nicht gewöhnt: mögen aber die Folgen sein, welche sie wollen, ich wenigstens halte zu Euch.“

„Ich auch — ich auch — ich auch!“ riefen die andern, mit Ausnahme des Ritters von Ehrenburg, dessen Schloß dicht bei Koblenz lag. Er war im Gelecke wohl erfahren und seine Art war es nicht, wie es die andern nur zu oft zu tun pflegten, erst zu sprechen und dann zu denken.

„Meine lieben Freunde!“ rief ihr Präsident, der offenbar von diesem Zeichen ihrer Treue sehr bewegt war, „was ich getan habe, habe ich getan, und ob es nun klug war oder nicht, die Folgen davon kommen über mein Haupt allein. Mit noch so schönen Worten kann ich den Staub, mit dem des Erzbischofs Gewand am Boden besetzt worden ist, doch nicht mehr abwischen; wenn er also kommen will, so laßt ihn kommen. Solch herzlichen Empfang, wie ich ihn ihm nur zu geben vermag, soll er haben. Alles, was ich verlange, ist nur ehrliches Spiel, und dann kann die Welt einen hübschen Kampf sehen. Es wäre nicht recht, wenn eine vorschnelle Tat meinerseits den Frieden dieses ganzen schönen Landes stören sollte, wenn daher Trier kommt, will ich ihm hier allein in meinem Schlosse begegnen. Nichtsdestoweniger aber danke ich euch allen recht herzlich für euer Anerbieten von Hilfe, das heißt euch allen mit Ausnahme des Ritters von Ehrenburg, von dem ich nicht gehört habe, daß er mir seine Hilfe angeboten hätte.“

Bisher hatte der Ritter von Ehrenburg die Fäse rung des Eichenstüches, auf der seine Flasche stand, auf das aufmerksamste betrachtet. Jetzt blickte er auf und entgegnete: „Ich habe Euch meine Hilfe nicht angeboten, weil meiner Ansicht nach, soweit der Erzbischof von Trier in Betracht kommt, Hilfe gar nicht nötig sein wird. Der Graf sagte vorhin, daß er nichts weiter als eheliches Spiel verlange, aber das ist grade dasjenige, was er von seinem Gegner am allerwenigsten erwarten darf. Mit Wassengewalt wird der Erzbischof dieses Schloß nicht zu nehmen versuchen, er geht viel schlauer vor. Seiner Genugtuung wegen wird er sich an den Kaiser wenden, und das Anrücken der kaiserlichen Truppen habt Ihr zu fürchten, aber keinen Angriff von Trier. Gegen den Kaiser aber sind wir machtlos, mögen wir auch noch so emsig sein. Ja, wenn Seine Majestät uns befiehlt, Euer Schloß einzuschließen, und wir weigern uns dessen, so sind wir Rebellen, die ihren Eid gebrochen haben.“

„Was kann ich also tun?“ fragte der Graf, dem die Schlinge, die er sich um den Hals gelegt hatte, schon zu enge wurde.

„Weiter nichts,“ rief ihm der Ritter von Ehrenburg, „als dem Erzbischof Abbitte leisten, aber nicht zu rasch, denn Seine Durchlaucht könnte sich vielleicht weigern, die Abbitte entgegenzunehmen. Wenn er sie aber selber verlangt, würde ich mich seinen Bedingungen fügen und froh sein, aus einer solch unangenehmen Lage herauszukommen.“

Der Graf von Winneburg erhob sich und seine geballte Faust zum Himmel emporhebend, schrie er heftig:

„Das tue ich nicht, solange noch ein Stein der Winneburg auf dem andern steht.“

Alle Anwesenden, mit Ausnahme des Ritters von Ehrenburg, waren jetzt aufgestanden und riefen:

„Ob kaiserliche Truppen oder nicht, wir halten zum Grafen von Winneburg.“

Einige hatten ihre Schwerter gezogen und in der Luft glitzerte und funkelte es von schneidigen Klängen, während ein Hoch nach dem andern von der Decke widerhallte. Als der Lärm sich einigermaßen gelegt hatte, erklärte der Ritter von Ehrenburg:

„Mein Schloß liegt der Hauptstadt am nächsten und dürfte das erste sein, das fällt, aber dessenungeachtet mache ich mich euch gemeinsame Sache.“

Und in dieser Einnütigkeit schloß die Versammlung, und nachdem noch viele Flaschen geleert worden waren, brach dann jeder mit seinem Gefolge nach seiner Burg auf. Am nächsten Morgen, als sie nächster waren, erschien ihnen die Zukunft in einem anderen, aber keineswegs rosigeren Lichte.

Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß von Trier etwas erfolgte. Winneburg benutzte die Zeit, um seine Burg instand zu setzen, damit sie auf alle Fälle gerüstet sei, und schon wollte sich der Graf beglückwünschen, daß seine Tat ohne Folgen geblieben, als vor dem Tore der Burg ein Ritter in Begleitung zweier Knechte

erschien. Auf der Brust trug der Ritter das kaiserliche Wappen. Auf sein Hornsignal wurde sofort das Burgtor geöffnet, und nachdem der Ritter eingetreten, verlangte er nach dem Grafen.

„Herr Graf,“ redete er ihn an, als der Riese vor ihm erschienen war, „Seine Majestät der Kaiser hat mir befohlen, Euch an das Hoflager zu Frankfurt zu laden.“

„Wohl als Gefangener?“ fragte der Graf.
„Von Haft ist mir nichts gesagt worden. Ich bin nur beauftragt, Euch den Befehl des Kaisers zu überbringen.“

„Und wie lauten Eure Befehle, wenn ich mich mitzukommen weigere?“

Hundert Bewaffnete standen hinter dem Grafen und tausend andere waren in Knieweite der Schloßstode, nur zwei Knechte hatte der Ritter bei sich; welche Macht aber hinter ihm stand, verriet das Wappen auf seiner Brust.

„Mein Befehl lautet, Eure Antwort Seiner kaiserlichen Majestät zu überbringen“, antwortete der Ritter.

Wenn auch Scharfsinn nicht zu den hervorragenden Eigenschaften des Grafen zählte, so war er doch kein Dummkopf; einige Augenblicke dachte er über die Worte nach, die ihm der Ritter von Ehrenburg beim Abschied gesagt hatte:

„Wenn Euch nur der schlimme Erzbischof nicht die Suppe beim Kaiser verjagen tut.“

Dem Ritter antwortete dann der Graf: „Wenn Ihr mir die Ehre antun wollt, unter meinem bescheidenem Dache eine kleine Erfrischung einzunehmen, so will ich Euch dann, gehorsam den Befehlen Seiner Majestät, nach Frankfurt begleiten.“

Der Ritter dankte, nahm die angebotene Bewirtung an und zusammen ritten sie dann die Mosel entlang auf der alten Römerstraße nach der freien Reichshauptstadt am Main.

In einem Hause in der Nähe des Römers, wohin sein Führer ihn begleitet hatte, wurde der Graf untergebracht, und obgleich ihm ausdrücklich versichert worden war, daß er kein Gefangener sei, ging doch ein Bewaffneter die ganze Nacht vor seiner Tür auf und ab. Am folgenden Tag wurde Graf Winneburg zu Hofe geladen, und in einem großen Vorzimmer mußte er inmitten einer zahlreichen Menge, die er alle an Größe überragte, warten.

Der große Saal war mit Gobelins behangen und an dem einen Ende befand sich ein großer Vorhang, vor dem Posten in voller Rüstung standen, die von zwei Offizieren in goldgestickter Uniform befehligt wurden. Bisweilen wurde der Vorhang zurückschlagen und hohe Würdensträger traten hinein oder heraus, einzeln oder in Gruppen. An den Wänden des Saales drängten sich Hunderte von Personen, die über die, die in dem freien Gang in der Mitte sichtbar wurden, ihre Bemerkung machten.

(Schluß folgt.)

Der Arm der Germania.

Von Walter Kabel. (Nachdruck verboten.)

Zu jener Zeit war es, als der unlängst in Dresden verstorbene Bildhauer Professor Schillings an der Figur der Germania für das Niederwalddenkmal arbeitete. Schillings saß eines Abends mit mehreren Bekannten im Hoftheater zu Dresden. Es wurde Iphigenie mit der berühmten Tragödin Anna Haverland in der Titelrolle gegeben. Da im zweiten Akt, als die Haverland in wunderbar harmonischer Pose ihren selten schön gebauten Arm beschwörend emporhebt, schnell Schillings mit einem halblauten, freudigen „Endlich, endlich ein Arm!“ von seinem Sitze empor und beugt sich weit über die Logenbrüstung vor, ohne sich um die ärgerlichen Ausrufe der umstehenden Zuschauer auch nur im geringsten zu kümmern. Schließlich zieht ihn einer seiner Freunde energisch auf seinen Sessel zurück. Doch Schillings hat sich eine ganz eigentümliche Aufregung bemächtigt. Eiligst verläßt er die Loge, um erst zurückzukehren, nach dem der dritte Akt bereits begonnen hat. Vergebens fragen ihn seine Bekannten, wo er denn in der Zwischenzeit gesteckt habe. „Nachher, Kinder, nachher“, meint er offenbar in bester Laune. „Ihr seid heute meine Gäste. Der Arm muß mit Sekt begossen werden, unbedingt!“ Weiter ist vorläufig nicht aus ihm herauszubekommen. Erst nach der Vorstellung, als man bei einem Glase perlenden Schaumweins beisammensitzt, klärt Schillings seine Freude auf.

„Wißt ihr, was ich heute gefunden habe, endlich nach monatelangem Suchen gefunden habe! Den Arm für die Germania

des Niederwalddenkmals, jenen Arm, dessen Hand die Kaiserkrone tragen soll. Mein Modell, das mir bisher zu Gebote stand, genügte meinen Ansprüchen in dieser Beziehung! Nun erst, da ich den Arm der Haverland gesehen und sie in der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt dazu bewogen habe, mir für diesen Arm Modell zu stehen, kann ich die Statue vollenden.“

So kam es, daß Anna Haverlands rechter Arm für alle Zeiten in der Statue der Germania verewigt wurde.

Unsere Bilder

Erinnerungsmedaille an die österreichische Adria-Ausstellung 1913 in Wien. Zur Erinnerung an die in Wien im vorigen Jahr veranstaltete große österreichische Adria-Ausstellung hat der Wiener Medailleur und Plastiker Romeo Tomitti vor einiger Zeit eine Medaille entworfen, die dank ihrer künstlerischen Auffassung und Ausfühung dem Protektor der Ausstellung, Erzherzog Franz Ferdinand, als Andenken überreicht wurde und auch von dieser Seite lebhafteste Anerkennung erfuhr. Die Vorderseite dieser wirklich vorzüglichen Medaille stellt Österreichs Macht zur Adria dar. Ein triumphierender Krieger, den österreichisches Doppeladler als Schild tragend, eilt aus Meer, um die gegenüberstehenden Völker zu vereinen und das kaiserliche Wort Viribus unitis zu verkünden. Die Rückseite zeigt den Pavillon von Capodistria; im Hintergrunde erhebt sich die Basilika von Parenzo, das Schiff „Wien“ und die Rotunde. Dekorative Schrift mit Darstellung des Seewesens und der Landwirtschaft umrahmt außerdem diese Seite des minutiös durchgearbeiteten Kunstwerks.

Eine afrikanische Maisgarbe. Der Mais lagert, um gegen Termiten gesichert zu sein, unter dem Dache. Im Innern der Hütte ist ein Fetzisch aufgestellt, der den Mais vor Dieben bewahren soll.

Ein Denkmal für die Flugkatastrophe in Argentinien. In Argentinien wurde ein Denkmal enthüllt an das im Jahre 1911 erfolgte Flugunglück, dem unter anderem auch der Kriegsminister Berleaux zum Opfer fiel. Den Vorstoß bei der Feier führte der damalige Ministerpräsident und jetzige Kriegsminister Monis, der gleichfalls schwer verletzt worden war.

Das Portal am Rathaus zu Schaffhausen. Durch Baumeister Johann Jakob Meyer wurde in Schaffhausen ein neues Rathaus gebaut, das durch sein Portal viel Beifall findet. Die Architektur desselben ist äußerst reizvoll und fügt sich dem Gesamtbilde vorteilhaft ein.

Von Kanadas berittener Polizei. Im Westen Nordamerikas herrscht noch in manchen Staaten das Faustrecht; in Neu Mexiko, Wyoming, Dakota, gewissen Teilen von Colorado, vor allem aber in Arizona heißt es heute noch Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es sind wie Kentucky die Staaten der Blutrache und des Revolvers. Schießt eines Grundbesitzers Nachbar besser als er, so ist dessen Besitztitel auf sein Land meist sehr unsicher. Neue Staaten sind typisch dafür, daß die Richter auch leben wollen und daß der reiche Mann einen Prozeß immer gewinnt. Genau so korrupt wären die Verhältnisse in Kanada, wenn die riesigen, schwachbesiedelten Ländereien nicht von einem Stamme weitherer Männer abpatroniert würden, die keinen Spaß verstehen. Pferde und Mannschaften sind mit peinlichster Sorgfalt ausgesucht, und es zählt nicht zu den Selbstenheiten, daß sich ein beherzter Sergeant winters mit Schneeschuhen auf die Streife macht, um einen Desperado festzunehmen, dem der Boden in der mit Verbrechern so gesegneten Union zu heiß wurde. Und dies in einem Gelände, in dem zur Winterszeit an manchen Stellen bis zu 10 Meter hoher Schnee liegt. Das harte englische Gesetz und unbefriedliche englische Beamte haben Kanada zu dem gemacht, was es heute ist; hier ist der tägliche Skandal der Besetzung ebenso selten, wie er in der Union häufig ist, und ein Besitztitel auf ein Stück Land gilt für den Käufer irgendeiner Nationalität und dessen Erben. Aber nur mit einem Interponat, das ebenso treu, tapfer und selbstverleugend ist wie die berittene Militärpolizei Kanadas, ließen sich diese Erfolge erreichen.

Das neue Staatswappen Albaniens ist jüngst von dem Historienmaler Professor Emil Doepler, Berlin, fertiggestellt worden. Es besteht aus einem mit Hermelin gefülltem Fürstentummantel, der mit der albanischen zehnbügeligen Krone geziert ist. Über dem oberen Rande des Mantels flattert ein Band mit dem Wappenspruch des Wiedichen Hauses: „Fidelitate et veritate“. Im Fürstentummantel schwebt der doppelköpfige albanische Adler, der in den Klauen je ein Wappbündel trägt. Der Adler ist belegt mit einem Herzschilde, dem Wiedichen natürlichen Pfau, umgeben von den Landesfarben Albaniens.

Ägier. Reisende, die im Vorfrühling Nordafrika oder die Levante oder auch nur das Mittelmeer besuchen, haben meistens das Gefühl, sie kämen jetzt in den Sommer oder gar in die Tropen, und kommen demnach in Tropenkleidung angezogen. Man sieht sie um Weihnachten an den Pyramiden in Tropenhelmen, in Süditalien und Nordwestafrika erscheinen sie in weißen Sommergewändern. Und doch ist das Mittelmeerbecken bis zum Juni vorwiegend kalt, und der Pelz, jedenfalls aber dicke Winterkleidung, ist am Plat. Das Wasser des Mitteländischen Meeres steht nicht unter dem Einfluß des wärmenden Golfstroms wie der Atlantische Ozean.



So ist die Müllerstöcher?

Algier ist der nördlichste und lichte Teil von Afrika. Die Stadt Algier liegt etwa auf der geographischen Breite von Palermo und an den Ausläufern des Atlas. Es ist bei Tage, in den Monaten vom November bis zum Mai, nur sehr selten heiß, von 6 Uhr abends an in der Regel empfindlich kalt. Eigentlich heiß sind nur die Monate vom Juli bis zum Oktober. Aber von „glühender Wüstenhitze“ ist auch da nicht die Rede. Es ist wahr, das algierische Klima ist wärmer als das französische, aber es ist bis auf die Küstenstriche durchweg geeignet für europäische Besiedelung und angenehmer als Südeuropa, weil wirkliches Frostwetter selten ist. Die Stadt Algier ist dabei nur 20 bis 24 Stunden Schifffahrt von Marseille entfernt und etwa 26 Stunden von Paris, und Algerien ist in vollem Sinn des Wortes ein Stück französischen Bodens geworden, mit den drei Departements von Constantine, Algier und Oran. Wie ein Traum steigt die Stadt Algier vor dem heranziehenden Reisenden aus dem Meer heraus, terrassenartig über die weite Umrandung des Hafens sich aufbauend. Glänzend im hellen Schein des Sonnenlichtes auch in den Monaten, wo Europa noch vom Dunkel beherrscht wird. Die Häuserreihen schimmern blendend weiß, fast marmorartig, vier bis fünf Stockwerke hoch. Ein buntfarbiger, leuchtender Blumen schmuck, der in Gärten und in Ranken über dieses Häusermeer ausgestreut ist, zeichnet die Ansiedlung aus. Zypressen, Goldregen, Rosen, farbenprächtige Bougainvilleen, Magnolien geben den Grundton; daneben prägen in den zahlreichen Gärten sämtliche Schöpfungen der europäischen Gartenkunst: Beilchen, Meibeda, Stiefmütterchen, Kallias, Lilien, Nelken und viele mehr. Der Baumwuchs wird gemeinlich durch kleinere oder größere Bestände von Palmen, Zypressen, Pinien aller Art, Eukalyptus, Bambus, Palmen, Eichen. Das Ganze gibt ein Bild, das Neapel und Genua in den Schatten stellt. Der Spaziergang im „Bois de Boulogne“ auf der oberen Mustafaia und mehr noch ein Gang oberhalb der östlichen Hafenseite von St. George-Hotel bis zum Jardin d'Essai bietet Ausblicke über die herrliche Bucht und das weite blaue Meer, die dem Blick vom Fossilio zum wenigsten ebenbürtig sind.

Dr. Carl Peters.

Allerlei

Der Gipfel der Verzöhnung. „Nun, Herr Huber, haben Sie sich nun doch mit dem alten Herrn Müller wieder veröhnt?“ — „Ja, und nicht bloß veröhnt, sondern auch noch verschwiegeröhnt.“

Ein ganz Schläuer. „An dem Zeugnis sehe ich, daß du wieder der Ketzle in der Klasse geworden bist, Papi.“ — „Deubige dich, Papi, dafür sisse ich dicht bei der Tür, und wenn einmal Feuer ausbricht, bin ich der Erste, der rauskommt!“

Surfschaut. Ein Weizbals, der sich stark erkältet hat, trüft seinen Arzt auf der Straße und hofft, ein Gratisrezept herauszuschlagen. — „Ei, guten Tag, Herr Doktor, sagen Sie doch mal, was machen Sie eigentlich, wenn Sie sich stark erkältet haben?“ — „Ich huste!“

Eine Niesenflasche. Das Heidelberger Faß und alle Niesenfässer der Welt wurden durch eine Flasche in den Schatten gestellt, die vor Jahrzehnten auf einer Industrieanstellung in Bordeaux eine Hauptsehenswürdigkeit war. Dieses Monument maß nicht weniger als 40 Meter in der Höhe. Die Niesenflasche war jedoch nicht aus einem einzigen Glasstück geblasen, sondern aus Glasstücken zusammengesetzt, die nach Art der Hutenscheiben in Blei gefaßt waren. Das beste schließe ihr aber, nämlich der Wein als Inhalt. Dafür aber war in ihrem Innern ein solides eisernes Gerüst angebracht, das ihr den sonst fehlenden Halt gab. Im übrigen diente ihr innerer Raum als Restaurant und als Aussichtsturm. Das Restaurant war im unteren Teil der Flasche eingerichtet und erfreute sich des lebhaftesten Zuspruchs. Von hier aus führte eine eiserne Wendeltreppe nach der Spitze bis in den Kopf der Flasche, der sich von außen als ein mit Draht gebundener Champagnerkork darstellte, in Wahrheit aber ein Festhaus bildete, in welchem über dreißig Personen Platz fanden und von wo man bequem die ganze Ausstellung übersehen konnte.

Kot leht beten. Der Philosoph David Hume lebte in Edinburgh in der Neustadt. Hier war, um zwischen dieser und der Altstadt die nötige Verbindung zu unterhalten, eine hölzerne Brücke. Diese war aber damals noch nicht völlig ausgehauet, doch hatte man ein Brett als Steg gelegt, als alles in ordentlichem Stande sein würde. Unglücklicherweise wählte der Philosoph, um früher wegzukommen, diesen schmalen Steg, allein sein Fuß stieß aus und er fiel hinunter in den Schutt, in dem er verankert. Ein altes Weib würgte auf ihm Schreien nach Hilfe herbei. Allein wie sehr ergrübelte Hume, als sie, nachdem sie ihn aufmerksam betrachtet hatte, wieder fortzulaufen wollte mit den Worten: „Nun, ist Er es? Er ist ja der Gotteslästerer Hume!“ — „Nein, nein, nein!“ erwiderte der in Schutt und Asche liegende Philosoph, „Ich bin kein Gotteslästerer, wahrhaftig, liebe Frau, nur trüt Euch!“ — „Nun,“ antwortete die Alte, „so lasse

Er hören, ob Er den christlichen Glauben herjagen kann!“ Hume, in seines Herzens Not und Bedrängnis, fing an, und es war sein Glück, daß er den Glauben vom Anfang bis zum Ende ohne Fehler beten konnte. Das Gesicht der Alten entzettelte sich sichtbar, und sie arbeitete so brav, ihn wieder flottzumachen, daß er nach wenigen Minuten sich von der Gefahr befreit sah, im Schlamm zu ertrinken.

Erinnerung an Major von Schill. Major von Schill hatte mit seinem Infanterieregiment am 28. April 1809 Berlin verlassen und war an die Elbe gezogen; am 1. Mai ging er über die Elbe und drang in das neugeschaffene Königreich Westfalen ein. Am 6. Mai lief die Nachricht durch Kassel: „Der Schill ist ausgebrochen, an der Polizei steht's gedruckt; sie mauern die Tore zu, weil sie sonst die Soldaten nicht halten können.“ Und an der Polizei las man den Aufschlag: Königl. Westfälisches Gebot (Kassel, den 5. Mai), welches befiehlt, daß jedermann auf den preussischen Major von Schill Jagd machen und ihn lebendig oder tot einführen soll; Belohnung 10 000 Franken.

Den andern Morgen fand man unter die sem Aufschlag folgende Verse geschrieben:

Da Köpfe nicht wie Pilze wachsen,
So greift nicht in der Voricht Achsen,
Wenn sich im Au die Stunden drehn
Und auf zwölf Uhr die Zeiger stehn.
Des Adlers Flug hat seine Schranken,
Drum sparet die zehntausend Franken
Und taufet euren Monteur
Dafür ein paar Pölschen mehr.
Mit Geld wiegt man Schills Kopf nicht auf,
Drum laffet ab von diesem Kauf.
Zehntausend Franken sind zu wenig,
Denn Schill bleibt aller Herzen König.

Gemeinnütziges

Einige gute Zalatorten sind: Bran- ner Trosttopf, Deutscher Unvergleichlicher, Dippes Kopfsalat. Von diesen drei Sorten ist eine so gut wie die andere. Pflanz man alle drei Sorten zu gleicher Zeit, so kann zuerst der Deutsche Unvergleichliche, dann der Branne Trosttopf und zuletzt Dippes Kopfsalat verwendet werden.

Zweischgenbäume werden meistens ab- hoch- oder Halbstämmen gezogen. Namentlich letztere Form gilt als sehr zweckmäßig. In eine Zwergobstanlage werden Zweischgen nur aufgenommen, wenn für Halb- stämme kein Platz vorhanden ist.

Spargelbeete sind zeitig herzurichten, da später jede Grabarbeit leicht Beschä- digungen an der Krone der Stöcke mit sich bringt. Es empfiehlt sich jedoch, nicht gleich völlig zu säten. Man lasse die Erde noch eine Zeit raushochollig liegen, damit die Erwärmung um so besser erfolgen kann.

Eine gute Spargelorte für schwere Böden ist der „Ersurter Niesenspargel“, der trotz großer Reifen zart und wohlhämmerig ist.

A	1c
1c	1c
1c	1c



Vertehrte Welt.

Arzt: „Ja, Sie sind geistig völlig erschöpft. Was sind Sie dem?“
Patient: „Ein Ersünder — mein letztes Wert ist die Entdeckung einer neuen Tintur.“
Arzt: „So, wofür dem?“
Patient: „Das ist eben das, worüber ich meine Nerven verlor. Bis heute fand ich die Sache nicht, für die sie gut ist!“

Brutapparate dürfen keiner heftigen Erschütterung ausgesetzt werden. In der Nähe von Eisenbahndämmen, Schmiedewerkstätten u. s. w. ist deshalb ein schlechter Platz für die Brutmaschine. Bei weniger heftigen Erschütterungen kann deren Wirkung durch Unterlegen von stark- oder Gummiplatten unter die Füße des Apparates abgeschwächt werden.

Logogriff.

Es dient zum Trennen jets mit K.
Von oben kommt es mit dem H.
Mit B ist es ein Instrument.
Durch dessen Sieb man vieles trennt.
Julius Fald.

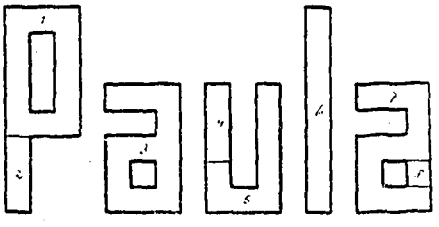
Anagramm.

Nur vier der Zeichen geben an,
Den Namen von so manchem Mann.
Es wird, bei einem Pant verans,
Ein unbekanntes Spiel daraus.
Julius Fald.

Quadraträsel.

A	A	A	B
B	D	E	E
E	E	I	X
X	R	R	W

Auflösung der Zerleg- und Untergangabe.



Auflösung des Homonymus in vor. Nummer:
Tügel.

Die Buchstaben des Qua- drates sind so zu ordnen, daß die entzweyenden wagerechten und senkrechten Reihen gleich- lautende Wörter bezeichnen. — Die Wörter nennen: 1) Einzel- nes Weib der Wiener, 2) Wint- erzeit, 3) Nörberlein, 4) Ver- name. Julius Fald.